

Was wollen wir wagen?

Faîtes vos jeux: Im Raum Zürich soll bald ein Spielkasino entstehen. Ende September haben sieben Bewerber ihre Eingaben bei der Eidgenössischen Spielbankenkommission gemacht. Aber nur ein Projekt kann im hart umkämpften Wettbewerb gewinnen. Sicher gewinnen wird der Staat: Allein rund 150 Millionen Franken der gesamtschweizerischen Einnahmen der vier bis



acht geplanten Grand Casinos sollen jährlich direkt in die Kasse der AHV fliessen. Einen ziemlich klar kalkulierten Gewinn errechnen sich natürlich auch die zukünftigen Betreiber des Casinos.

Die Gewinnchancen der Einzelnen, die ihrer Spieleidenschaft fröhnen, sind dagegen relativ gering. Die Spielerinnen und Spieler würden dies natürlich bestreiten, denn sie sind von der Idee beseelt, die Glücksfee werde ihnen schon beistehen. Dennoch sieht für die meisten die Bilanz von Lust und Verlust komplizierter aus: Soll die Rechnung aufgehen, muss der lustvolle Kick des Risikos die objektiv gesehen geringen Gewinnchancen mindestens aufwiegen. Der Einzelne kann zwar sein Glück nicht garantiert machen, aber er kann bei genügender Selbstbeherrschung immerhin sein Verlustrisiko begrenzen. Ist die Selbstbeherrschung allerdings zu gross, geht das auf Kosten des (Lust-)Gewinns. Lust und Kalkül, Gewinn und Verlust stehen in Sachen Risiko in einer paradoxen Beziehung.

Um Gewinn und Verlust dreht sich auch die Diskussion der Chancen und Risiken, welche der wissenschaftliche und technologische Fortschritt mit sich bringt. Der gesellschaftliche Gewinn ist ohne die Akzeptanz von Risiken nicht zu haben – abzuwägen sind diese jedoch immer mit dem Bedürfnis nach genügender Sicherheit. Dass die absolute Sicherheit dabei nicht gewährleistet – und vielleicht auch nicht erstrebenswert – ist, muss genauso in Rechnung gestellt werden wie der Umstand, dass es einen risikolosen Fortschritt nicht gibt. Risiko und Fortschritt sind die beiden Seiten derselben Medaille.

Die positiven Errungenschaften, welche die Wissenschaft, sei es etwa in der Medizin oder in der Technik, für die Gesellschaft gebracht hat, sind unbestritten. Unbestreitbar sind aber auch die potenziellen Gefahren, die die beschleunigte Dynamik wissenschaftlicher und technischer Möglichkeiten erzeugt. Heute sind wir in ein Netz selbst erzeugter Risiken eingespinnen. Der

deutsche Soziologe Ulrich Beck hat zur Beschreibung dieser Tatsache den Begriff der «Risikogesellschaft» geprägt. Die traditionelle Bedrohung durch Naturkatastrophen ist damit nicht vom Tisch – durch sie verursachte Schäden machen immer noch den Grossteil der Versicherungslast aus. Einige dieser potenziellen Katastrophen haben wir auch besser im Griff, während wir andere – zum Beispiel als Folge der Klimaerwärmung – möglicherweise erst provozieren.

Im Umgang mit den neuen und neuesten Risikopotenzialen ist die Wissenschaft als eine der massgeblichen gesellschaftlichen Kräfte vielfältig involviert und gefordert: Sie ist an der Produktion von Risiken mitbeteiligt; Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind aber auch führend in der Analyse und in der Bereitstellung von Lösungen bestehender Risikokonstellationen. Oft fühlt sich die Wissenschaft auch als einzige Instanz, die diese Risiken beurteilen und definieren kann. Ein Anspruch, der ihr von der Öffentlichkeit spätestens seit dem «Katastrophenjahr» 1986 (Tschernobyl, Schweizerhalle, Challenger-Unglück in den USA) immer wieder streitig gemacht wird. Die globalen Risikopotenziale der neuen Technologien erfordern deshalb einen breit gefächerten öffentlichen Diskurs, an dem sich Forschende, Politiker, Wirtschaftsvertreter und Laien beteiligen.

Das Aufrechnen von Kosten und Nutzen, von Gewinn- und Verlustchancen, um das sich der Diskurs über die Risikotechnologien dreht, ist eng verbunden mit den Zukunftswünschen, -erwartungen und -hoffnungen, die eine Gesellschaft hegt. Der Risikodiskurs ist auch und vor allem ein Wertediskurs. Die Frage «Was wollen wir wagen?» stellt immer auch die Frage nach der Zukunft, die uns lebenswert erscheint. In den Risikodiskurs, dem auch das vorliegende Magazin von Universität und ETH gewidmet ist, muss deshalb neben dem Sachwissen aus der Forschung auch kulturhistorisch und ethisch begründbares Orientierungswissen eingebracht werden. Da die Risikowahrnehmung gerade zwischen Forschenden und Laien oft sehr unterschiedlich ist, sollte er auch das Wissen beider Seiten vermitteln. Das Ziel sollte letztlich nicht sein, dass – wie im Glücksspiel – auf der einen Seite einige wenige von den eingegangenen Risiken profitieren, während andere die Risikolast tragen. Was immer wir wagen zu beschliessen: es sollte im Interesse aller sein. Faîtes vos jeux.

Martina Märki, Roger Nickl